

Leseprobe



Wie's früher zu Weihnachten war

Geschichten & Erinnerungen aus Kindertagen

128 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746268088

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2025

Wie's früher zu
Weihnachten war



Geschichten & Erinnerungen
aus Kindertagen

benno

INHALT

<i>Theodor Fontane</i> , Weihnachtliche Vorboten	6
<i>Johannes Derksen</i> , Meine Weihnachtskrippe	12
<i>Gert Fröbe</i> , Meine Begegnung mit Karl Valentin	20
<i>Hermann Multhaupt</i> , Der doppelte Nikolaus	27
<i>Hans Fallada</i> , Familienbräuche	35
<i>Leni Hanger</i> , Laufmaschen zu Silvester	50
<i>Hermann Multhaupt</i> , Das Schuco-Auto	54
<i>Peter Biqué</i> , Weihnachtsnostalgie	56
<i>Peter Biqué</i> , Die längsten Tage des Jahres	60
<i>Rainer M. Schießler</i> , Der knisternde Küchenofen	63
<i>Bernd-Lutz Lange</i> , Weihnachten	74
<i>Christine Brückner</i> , Weihnachten in Frieden	77
<i>Barbara Beekmann</i> , Fünfinal Weihnachten	91
<i>Axel Hacke</i> , Alle Jahre schon wieder	101
<i>Anke Schwarze</i> , Sehnlichster Wunsch: ein Zauberwürfel	103
<i>Regina Rothengast</i> , Die Hulle Fraa – kindliche Weihnachtserinnerungen	106
<i>Melanie Joußen</i> , Eine schöne Bescherung	119

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet unter:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell
auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm,
zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.vivat.de.

ISBN 978-3-7462-6808-8

© 2025 St. Benno Verlag GmbH, Stammerstr. 9–11, 04159 Leipzig,
service@st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung
des Verlags wiedergegeben werden.

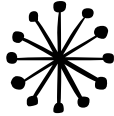
Zusammenstellung: Volker Bauch, Gößnitz

Umschlaggestaltung: Grit Fiedler Visulabor GbR, Berlin/Leipzig

Umschlagabbildung: © [Stock.adobe.com/Gennadiy Poznyakov](http://stock.adobe.com/GennadiyPoznyakov)

Gesamtherstellung: Kontext, Dresden (A)

WEIHNACHTLICHE VORBOTEN



Mit dem Gänseschlachten fing es an. Eine reguläre Wirtschaftsführung ohne Gänse- schlachten konnte nicht wohl gedacht werden. Es handelte sich dabei um mancherlei, zunächst wohl um die Federn zur Herstellung immer neuer Fremdenbetten, vor allem aber auch um die geräucher- ten Gänsebrüste, die fast so wichtig waren wie die Schinken und Speckseiten im Rauchfang. Waren kurz vor Martini die Gänse zu diesem Zweck in ge- nügender Zahl herangetrieben und auf dem Hofe, wo nun ein entsetzliches Schnattern uns eine Wo- che lang um unsere Nachtruhe brachte, zu letzter Auffütterung eingepfercht, so wurde auch schon der Tag zu Beginn der Festlichkeit festgesetzt. Meist Mitte November. Auf dem Hofe, hart an die Giebelwand des Hauses sich lehrend, befand sich, wie schon erzählt (und zwar sonderbarerweise mit einem Taubenschlage darüber), die Gesindestube, darin außer der Köchin noch zwei Hausmädchen schliefen. Immer vorausgesetzt, dass sie schliefen.

Der Kutscher – anstelle des alten Ehm war längst eine jugendliche Kraft getreten – sah sich der Hausordnung nach zunächst freilich auf die Häck- selkammer neben dem Pferdestall angewiesen, er verzichtete jedoch gern auf die Selbstständigkeit dieses ihm zuständigen Aufenthalts und zog es vor, den ohnehin engen Raum der Gesindestube durch seine Gegenwart noch enger zu machen. Alles nach dem Satze: „Raum ist in der kleinsten Hütte etc.“ War nun aber die Gänseschlachtzeit herangekom- men, so bedeutete das eine weitere, sehr erheblich gesteigerte Raumbeschränkung, denn am selbigen Abend, an dem das Massakrieren beginnen sollte, stellte sich zu dem, was für gewöhnlich die Gesin- destube beherbergte, auch noch ein Aufgebot al- ter Weiber ein, vier oder fünf, die sonst als Wasch- oder auch wohl als Jätefrauen ihr Dasein fristeten. Und nun begann das Opferfest. Immer spätabends. Durch die weit offen stehende Tür, geöffnet, weil es sonst vor Stickluft nicht auszuhalten gewesen wäre, schienen die Sterne in den verqualmten und durch ein Talglicht kümmerlich erleuchteten Raum hinein. An dem Talglicht immer ein Dieb. Nächst der Tür aber, in einem Halbkreise, standen die fünf Schlachtpriesterinnen, jede mit einer Gans zwischen den Knien, und sangen, während sie mit einem spitzen Küchenmesser die Schädeldecke des armen Tieres durchbohrten (eine Prozedur, deren

Notwendigkeit mir nie klar geworden ist), allerlei Volkslieder, deren Text in einem merkwürdigen Gegensatz sowohl zu dem mörderischen Akt wie zu der Trauermelodie stand. So wenigstens musste man annehmen, denn die Mädchen, die, den Gast aus der Häckselkammer zwischen sich, auf der Bettkante saßen, begleiteten die Volkslieder mit unendlichem Vergnügen, ja, die besonders traurig klingenden Stellen sogar mit Juchzern.

Meine beiden Eltern waren sittenstreng, und es war oft die Rede davon, ob diesem frechen Treiben nicht Einhalt zu tun sei; schließlich aber hatte man den Kampf dagegen aufgegeben, und mein Vater, dem es schwante, dass dergleichen schon im Altertume vorgekommen sei, sagte, nachdem er nachgeschlagen: „Es ist eine Wiederholung alter Zustände, römische Saturnalien oder, was dasselbe sagen will, momentane Herrschaft der Dienenden über die sogenannte Herrschaft.“ Und als er so den Hergang historisch rubriziert hatte, gab er sich zufrieden, umso mehr, als die Mädchen am andern Morgen ihn jedes Mal durch einen ganz besonders sittigen Augenniederschlag erheiterten. Er stellte dann fantastisch ausschweifende Betrachtungen an, als ob „Gil Blas“ seine Lieblingslektüre gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall, er las vielmehr nur Walter Scott, was ich ihm heute noch danke, denn einige Bröckelchen fielen schon damals für mich

ab. „Quentin Durward“ zog er allem vor, vielleicht weil es ein französischer Stoff war. Ich habe hier übrigens noch hinzuzufügen, dass die Schrecknisse dieser Gänseschlachtepoche mit der eigentlichen Schlachtnacht und den Trauermelodien keineswegs abgetan waren, sondern sich durch mindestens eine halbe Woche hin noch weiter fortsetzten. Diese Schlachtzeit war nämlich zugleich auch die Zeit, wo das aus Gänseblut zubereitete „Schwarzsauer“ tagtäglich auf unseren Tisch kam, ein Gericht, das nach pommerscher Anschauung alles andre aus dem Felde schlägt. Auch mein Vater hielt es für seine Pflicht, sich dieser landestümlichen Anschauung anzuschließen, und sagte, wenn die dampfende Riesenschüssel erschien: „Ah, das ist recht; davon esst nur; das ist die schwarze Suppe der Spartaner; alles Saft und Kraft.“ Er selber aber suchte sich geradeso wie wir das Backobst und die Mandelklöße heraus und überließ die Kraftbrühe der Gesindeschaft draußen und vor allem den Schlacht- und Klageweibern, die sich durch ihre Bohrversuche den gegründetsten Anspruch darauf erworben hatten.

Etwa vierzehn Tage später folgte dann das Schweineschlachten.

Meine Stellung dazu war noch genau dieselbe wie zu der Zeit, wo ich, kaum siebenjährig, aus der Stadt hinaus auf Alt-Ruppin zu geflohen war, um

sowohl dem Anblick wie der ganzen Skala ohr- und herzerreißender Töne zu entgehen; aber ich war doch inzwischen aus den Kinderjahren in die Jungenjahre hineingewachsen, wo man wohl oder übel seine Ehre darin setzt, alles mannhaft mit durchzumachen, auch wenn sich die eigenste Natur dagegen auflehnt. Dass die Aussicht auf „Reiswurst mit Rosinen“ bei Durchführung dieser Tapferkeitskomödie mitgewirkt hätte, kann ich nicht sagen, denn so sehr ich sonst für gute Bissen war, so war ich doch in den der Weihnachtszeit vorausgehenden Wochen immer halb krank von dem unausgesetzt das Haus durchziehenden Fettwrasen. Jedenfalls konnte von gutem Appetit um ebendiese Zeit (trotzdem sich da gerade verlohnt hätte) nie recht die Rede sein, besonders dann nicht, wenn um Anfang Dezember, wie fast regelmäßig geschah, auch noch ein Hirsch von der Oberförsterei her eingeliefert war, der nun – aufgebrochen wie man ein Rind aufbricht – an die Giebelwand des Gesindehauses gehängt wurde. Tag um Tag trat dann die Köchin an das schreckliche Giebelornament heran und schälte erst das Ziemer und dann die Vorder- und Hinterschlegel heraus, sodass wir immer aufatmeten, wenn es mit dieser Wildherrlichkeit wieder vorbei war. Unter einem glücklicheren Stern stand die Backwoche, wo mit Pfeffer- und Zuckernüssen begonnen und mit Brezeln, Kranz- und Bleckku-

chen aufgehört wurde. Wir durften nicht nur mit in die Backstube hinein, darin es überaus anheimelnd nach bitteren Mandeln und geriebener Zitrone roch, sondern erhielten auch, als Weihnachtsvorgeschmack, eigens für uns Kinder gebackene kleine Wecken, alles reichlich zugemessen. „Ich weiß“, sagte meine Mutter, „dass sie sich den Magen daran verderben, aber das ist besser, wie wenn sie knapp gehalten werden. Sie sollen all diese Zeit über eine Festfreude haben, und die bringt ihnen ein Festkuchen am besten bei.“ Es hat was für sich, und bei ganz robusten Kindern mag es das unbedingt Richtige sein. Aber so robust waren wir doch nicht, dass es für uns so ohne Weiteres gepasst hätte. Mir war denn auch um Weihnachten herum immer sehr weinerlich zumute.

MEINE WEIHNACHTSKRIPPE



Eigentliche müsste ein „n“ am Schlusse stehen; denn ich hatte viele Weihnachtskrippen in meinen 65 Lebensjahren. Aber ich will von meiner persönlichen Krippe erzählen, die mich fast vierzig Jahre lang als Priester begleitet hat.

Als ich 1924 die Sub- und Diakonatsweihe empfangen hatte und damit die Entscheidung für meine Zukunft als Priester gefallen war, hörte ich im Dezember, dass ein alter Schnitzer in Innsbruck seine Krippe verkaufen wollte. Sie sollte 50 Schilling kosten. Das war damals nach der Inflation sehr viel Geld, besonders für einen Studenten, der sehen musste, wie er sein Studium bezahlte. Ich ging also vom Priesterseminar am Inn in die Bahnhofsgegend und fand den Schnitzer hoch oben in seiner Dachkammer. Die Wände waren mit Kohleskizzen bedeckt. Auf seiner Liegestatt lag ein Lammfell als Zudecke. Er selbst sah aus wie ein echter Tiroler Berghirte mit seinem struppigen Haar. Ich sah, wie er aus der Hand heraus die Figuren schnitzte.

Er war noch nicht ganz fertig. So schaute ich ihm zu, wie genial die Schafe unter seinen geschickten Händen entstanden. Wir wurden bald handels-einig. Für ihn war es kein Geschäft; für mich waren die dreißig deutsche Mark viel Geld. Er packte mir die ganze Herrlichkeit mit 40 Figuren ein, fast alle zehn Zentimeter hoch, und ich verabschiedete mich. Wie schwer mag dem Schnitzer das Weggeben gewesen sein! Wie froh aber war er, einen Käufer gefunden zu haben. Die Figuren waren un bemalt und zeigten ihr kernig gewachsenes Holz aus den Tiroler Bergen. Der Stil war nicht einheitlich. Es waren auch Philosophen darunter. Der Künstler wollte wohl damit sagen, dass außer den Hirten – die natürlich aus Tirol waren, ich kannte ja die Typen in ihrem zwerchenen Überwurf genau – auch „Weise“ aus allen Völkern zur Krippe kamen.

Ich will nicht von den vierzig Jahren erzählen. Jetzt, da ich an der Schreibmaschine sitze und tippe, ist Heiliger Abend 1963. Die Übertragung eines evangelischen Gottesdienstes aus dem Radio kündigt es. Es ist 18 Uhr. Der Sturm heult draußen. Aber ich muss schreiben, soeben ist es mir eingefallen.

Die Glocken haben geläutet, die Kinder haben im Radio die uralten Weihnachtslieder gesungen. Ich habe keine sichtbare Gemeinde mehr. Ich bin abgetakelt; und das ist gut so. Ich will mich dareinschicken. Ich will dieses Jahr allein, ohne Ge-

WEIHNACHTSNOSTALGIE

Eine Geschichte aus dem Internatsleben

Adventsschauspieler

Wenn wir Theater spielten, kam Abwechslung in unseren Internatsalltag. Die Proben begannen schon bald nach den Sommerferien. Zuerst mussten die Rollen verteilt und die Texte kopiert werden (was damals noch eine Rank-Xerox-Maschine erledigte), und dann wurden die ersten Szenen versucht. Die drei Aufführungen waren am dritten Advent und am Montag und Dienstag darauf, bevor es nach Hause und in die Weihnachtsferien ging.

In Jupiters Internat spielten wir damals Theater für die Eltern, für besondere geladene Gäste aus Schule, Rathaus und Vereinen und dann auch für jeden, der sich dafür interessierte. Jupiters Frau Martha leitete die Inszenierung. Es gab immer ein heitererbauliches Stück, das in die Vorweihnachtszeit passte, und wenn ich mich recht entsinne, spielte ich in diesem Jahr einen Lehrer, der anfangs den knurrigen Pauker gab, sich aber schließlich zum guten Freund der Klasse mauserte. Und im Fina-

le feierten alle zusammen Weihnachten vor einem Christbaum mit brennenden Kerzen. Ich habe jedenfalls noch ein Foto, wo ich – als Dreizehnjähriger! – einen ziemlich unnahbaren Gesichtsausdruck fabriziere, einen Hut auf dem Kopf habe und mit einem Zeigestock fuchtele.

Während die Beteiligten mit der Theaterprobe beschäftigt waren, setzte ich mich eines Abends für ein paar Minuten ab, um Jupiter, unseren Internatsleiter, in seinem Büro aufzusuchen. Ich hatte eine mathematische Frage, und Jupiter war unser Experte für alles Mathematische und außerdem noch für alles, was mit Latein zu tun hatte.

Jupiter beantwortete meine Frage souverän und erschöpfend und erkundigte sich dann, ob ich auch bei dem Theaterstück mitmache.

„Ja, Herr Kempen“, sagte ich. „Ich spiele den Lehrer.“

„Ihr wisst ja“, sagte er, „dass ich mich nicht mit diesem Theaterkram befasse. Das ist die Sache meiner Frau. Für mich gehört das Theater zur leichten Muse. Damit kann ich nichts anfangen.“ Er lächelte verhalten und zuckte die Schultern. „Aber wir haben eine gewisse Tradition damit. Und den Leuten scheint es zu gefallen. Also machen wir es alle Jahre wieder vor Weihnachten. Was mich persönlich interessiert – das weißt du ja wohl –, ist die Lektüre der Schriften von Arthur Schopenhauer,